



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 243.

Montag, 18. Oktober

1926.

(7. Fortsetzung.)

Die zwölf Nächte.

Roman von Otto Goldmann.

(Nachdruck verboten.)

In der dritten Nacht, zum 19. Juli, wurde die Villa des Fabrikanten Lehmann völlig ausgeraubt. Die Diebe hatten nicht einmal die Mappe Menzelscher Radierungen übersehen, die von dem Dienstmädchen — sie hieß Mieke Maier und war sonst ein Juwel — nach einer Gesellschaft bei Lehmanns am Abend zuvor versehentlich zwischen einen Stoß Zeitungen geräumt worden war.

Bis zum 26. Juli, wie gesagt, lagen der Kriminalpolizei die Anzeigen von neun weiteren geheimnisvollen Diebstählen vor. Geheimnisvoll insofern, als hohe Werte verschwunden waren, der Raub binnen kürzester Zeit ausgeführt war und es keinerlei Einbruchspuren zu sichern gab, die zur Ermittlung der Täter führen konnten. Auch die Polizeihunde versagten in allen Fällen. Sie waren bis zu einer gewissen Türschwelle oder bis zur Haustür zweifellos auf der richtigen Fährte. Dann aber versagte ihr Spürsinn völlig. Sie kehrten um, wurden am Tatort von neuem angelegt, um wiederum nur bis zu jener Tür oder bis auf die Straße zu gelangen. Man hatte sie an Schreibtischen, erbrochenen Silberschränken, an Fensterbänken Witterung aufzunehmen geheißen. Sie blickten anfänglich sehr verständnisinnig drein, wurden aber bei den vielen Hin und Her und unter den ärgerlichen Blicken ihres Führers immer ratloser, um sich zuletzt schweifwedelnd mit heraushängender Zunge vor den Schreibtisch, das Silberschränkchen oder unter das Fenster zu legen.

Es gab ja nie ein Objekt, das zweifellos vom Täter herrührte und den Weg ins Freie weisen mußte. Nur einmal schien es so. Beim Diebstahl vom 17. Juli in der französischen Botschaft. Unter den Schreibtisch war ein Knopf gerollt. Wachtmeister Brenner hatte ihn gefunden. Mit seinem Spazierstock hatte er ihn hervor geholt.

„Herr Kommissar, endlich etwas Handgreifliches! Der Kerl hat sich über das Geheimsach gebückt.“

Thella nahm sofort die Spur auf, um . . . in dem etwas pikant eingerichteten Schlafzimmer des abgelösten Botschafters zu enden.

Zur Sicherheit ging ein Wertpaket eingeschrieben nach Paris ab, um nach drei Tagen bei der Polizei eine Depesche einlaufen zu lassen:

„Mademoiselle N. N. ist Eigentümerin überlanten Knopfes. Hier wohlbekannt. Hat aber mit dem Diebstahl der Urkunde nichts zu tun. Alibi glaubhaft nachgewiesen.“

Lepin.“

8. Kapitel.

Der Zeitungskampf.

Die deutsche Polizei hielt den Inhalt der Pariser Depesche geheim. Er mußte aber doch durchgesickert sein, denn zwei Tage später veröffentlichte „Der Kanarienvogel“, ein kleines Skandalblatt auf schlechtem, gelbem Papier, folgenden Angriff:

„Menschliches — Peinliches. Wie bekannt, wurde am 17. Juli aus der französischen Botschaft ein Schriftstück gestohlen, das — wie wir aus

zuverlässiger Quelle hören — ein besonderes Licht auf die Marokko-Wirren werfen soll. Doch dies nur nebenbei. Als Diebin wurde verdächtigt die schide, junge Freundin des Botschafters, Mademoiselle N. N. Weshalb? Auf ganz unerklärliche Weise hatte sich ein . . . Knopf in das Botschaftsgebäude verirrt. Unerklärlich nur für unsere Polizei, die in dieser Frage sogar den Chef der Pariser Polizei zu Rate zog. Dieser bemühte sich persönlich, um darzutun, daß das Verlieren eines Knopfes nicht unbedingt etwas mit dem Diebstahl einer politischen Urkunde zu tun haben muß.“

Professor Molinar lachte behaglich, als Lisa das gerötete Gesicht von der Zeitung hob. McLean hatte das Blatt aus der Stadt mitgebracht.

„Unwürdig! Ich verstehe nicht, daß so etwas gedruckt werden darf.“ Sie stand auf, um das Zimmer zu verlassen.

„Aber liebes Kind, wir haben doch die Freiheit der Presse. Beleidigende Notizen sind natürlich strafbar. Aber glauben Sie, daß die Polizei Lust verspüren wird, das Schmunzeln des Publikums durch ein Gerichtsverfahren zu verstärken?“

Kommissar Fischer fühlte sich durch die Veröffentlichung nicht im geringsten beleidigt. Einmal hatte er eine dicke Haut, war die Angriffe einer gewissen Presse gegen jedwede Tätigkeit der Polizei gewöhnt, dann aber hatte ja nicht er, sondern der eifrige Wachtmeister Brenner den Wäscheknopf der pikanten Französin gefunden und darauf bestanden, daß diese Spur verfolgt werden müsse.

Fischer zerbrach sich lediglich den Kopf, woher der Verfasser der Zeitungsnotiz den Inhalt der gestohlenen Urkunde wissen konnte, denn nach den der Kriminalpolizei vom Berliner Auswärtigen Amt zugegangenen Instruktionen handelte es sich tatsächlich um Nachrichten über Frankreichs Afrikapolitik, an deren Geheimhaltung die französische Regierung äußerst interessiert war.

Daß „Der Kanarienvogel“ den Inhalt der Depesche Lepins kannte, erschien dem Kommissar weiter nicht verwunderlich. Es handelte sich um kein Chiffretelegramm, und die kurzen Zeilen hatten mehrere Augen passiert, bevor sie in die Hände des Kommissars gelangten. Verräter oder Neugierige sitzen überall.

Weit wichtiger war die Frage: Wer war der Dieb? Wem war es möglich, in so unglaublich kurzer Zeit das Schriftstück aus dem Geheimsach des verschlossenen Schreibtisches verschwinden zu lassen?

Das Arbeitszimmer des Botschafters lag im ersten Stockwerk. Weber ein Balkon noch eine Galerie befand sich vor den beiden Fenstern. Man hätte sonst annehmen dürfen, daß der Dieb diesen Weg gewählt hatte. Links vom Arbeitszimmer befand sich das Schlafzimmer, rechts ein kleiner Salon. Zwar hatten beide Räume nach dem Gang führende Türen. Diese waren aber von dem Botschafter verschlossen worden, als er seinen Besuch, den Baron de . . . erwartete. Und das Dienstpersonal hatte er für diesen Abend beurlaubt. Des

Baron sollte in diesem Hause von keinem Menschen erblickt werden.

So war alles für eine sichere und geheime Übergabe der wichtigen Nachrichten vorbereitet und trotzdem hatte der Botschafter sie nur wenige Minuten besessen, noch nicht einmal gelesen. Die deutsche Polizei kam nicht mehr dazu, das Dienstpersonal eingehend zu vernehmen. Es war mit dem Chef nach Paris abgereist.

Fischer gähnte. Mochte Monsieur Lepin sich mit der Angelegenheit weiter befassen! Sie berührte das deutsche Interesse höchstens insofern, als dieser Diebstahl ein Glied der unlöslichen Kette der zehn Einbruchsnächte bildete. In diesem Sinne wurde die Presse orientiert und man glaubte, das Gewäsch einer Zeitung wie des „Kanarienvogel“ mit Berachtung übergehen zu können.

Dies gelbe Blättchen hatte sich aber aus irgendeinem Grunde festgebissen, wollte sich wohl um jeden Preis an der Polizei reiben.

Am nächsten Tage erschien folgende Notiz:

Die zehn Einbrüche. Wir haben unserer Polizei unrecht getan. Sie konnte in der bewußten Diebstahlsangelegenheit in der französischen Botschaft den Täter gar nicht finden, weil das am Tatort zurückgelassene „Beweisstück“ zwar etwas mit dem Ort, nicht aber mit der Tat zu tun hatte. Wie wäre es aber, wenn die Diebe der „zehn Nächte“ bei einem neuen Einbruch absichtlich etwas zurückließen? Würde es unserer Polizei gelingen, sie zu ermitteln und zu überführen? Wir glauben nicht. Denn wir ahnen, daß die Diebe der zehn Nächte an Intellekt, Methode und . . . Wir unsere Kriminalisten überragen. Besonders ihre saubere Arbeit im Keller A der Askanischen Bank hat wiederum schlagend bewiesen, daß nicht nur die Geldschrankfabrikanten umlernen müssen.“

Nachdem Kommissar Fischer dies gelesen, machte er sich auf den Weg nach der Redaktion des „Kanarienvogel“.

Schriftleitung und Druckerei befanden sich in einem haufälligen Hintergebäude des Ostens der Stadt. Die Geldnot sah aus allen Ecken der beiden kleinen, unglaublich schmutzigen Räume. Gedruckt wurde augenblicklich nicht. Dafür sah als einziger der „Redakteur“, ein junger magerer Mensch mit einer ungeheuren Hornbrille, an einem wackligen Tisch und rauchte eine Zigarette.

„Kommissar Fischer vom Polizeipräsidium. Ich will keine Umwege gehen.“

„Kurt Vogel, zwei Jahre Bewährungsfrist wegen Scheidetrugs. Zurzeit Verleger, Herausgeber, Schriftleiter und Drucker des „Kanarienvogel“. Im übrigen weiß ich, weshalb Sie kommen.“

Die beiden Herren machten eine Verbeugung, dann nahm man Platz, und es entspann sich folgendes Gespräch.

„Sie greifen die Polizei an.“

„Ich versuche zu bessern, wo es nötig ist.“

„Sie haben Zutritter. Woher kennen Sie den Inhalt des aus der französischen Botschaft verschwundenen Schriftstücks.“

„Ah? So hatte ich mit meiner Vermutung doch recht! Sie brauchen sich nicht auf die Lippen zu beißen. Ich werde die durch Sie erlangte Gewißheit nicht verwerten. Frankreich steht gegenwärtig tief in afrikanischen Wirren. Gott, man ließt's doch in der Zeitung. Ein Kind konnte also erraten . . .“

„Weiter! Sie bringen heute eine ziemlich deutliche Aufforderung zur Begehung eines ersten Diebstahls, damit die Polizei ihre Forderung dardue . . . Das ist gesekwidrig!“

„Trotzdem wird dieser erste Einbruch stattfinden!“

„Woher . . .?“

„Davon nachher. Jedenfalls fühlte ich mich veranlaßt, meiner Anzeigepflicht auf diese Weise zu genügen. Meine direkten Beziehungen zur Polizei sind, wie Sie wissen, etwas getrübt. Und woher ich Kenntnis habe? Man rief mich gestern Abend 11 Uhr telephonisch an. Beim ersten Einbruch wird etwas für die Polizei zurückgelassen.“

„Unglaublich!“
„Es war eine fremde männliche Stimme. Natürlich verstellte.“

„Und . . .?“

„Weiter wurde nichts mitgeteilt. Natürlich war ich etwas neugierig. Man hätte doch gern eine nähere Schilderung gebracht. Aber ich stellte nur fest, daß der Unbekannte das Gespräch von einem städtischen Telephonkiosk aus geführt hatte, der um diese Zeit . . . verschlossen ist. Ich erzähle dies alles, um ihnen unnötige Arbeit zu ersparen. Bin ich nun ein Feind der Polizei oder nicht?“
(Fortsetzung folgt.)

Eine Löwengeschichte.

Tagebuchaufzeichnung von D. Feuchner.

Ich habe eine Anzahl tüchtiger Jäger kennen gelernt. Einige unter ihnen waren auch trefflichere Kugelschützen, worauf sie sich nicht wenig einbildeten. Eine Begegnung mit Löwen oder anderen großen Raubtieren hatte natürlich noch keiner gehabt; die meisten vermaßen sich aber, bei einem etwaigen Zusammentreffen mit einem dieser Reden so ruhig bleiben zu wollen, als handle es sich um die Erlegung eines harmlosen Rebhodes. Ich selber war der Ansicht, einem Löwen ohne jeglichen Herzdatterig entgegenzutreten und ihm die Kugel auf den richtigen Fleck setzen zu können. Natürlich sind Mut und Geschicklichkeit billig, wenn man weiß, oder zu wissen glaubt, daß man sie nie zu zeigen braucht.

In diese angenehme Gelegenheit oder — besser gesagt — in diese unangenehme Verlegenheit sollten wir, mein Freund Trophinst und ich, aber schneller kommen, als wir vermuteten. Das Schicksal hatte uns beide nach Deutsch-Südwestafrika verschlagen, wo wir anfangs ein freies, ungebundenes Leben führten, uns später aber mit Frachtfahrten befaßten. Unser Betriebskapital bestand aus einem Frachtwagen, zwanzig Ochsen, vier Negern und zwei Reitpferden. Hierzu kam noch eine gute Jagdausrüstung, ohne die man in einem Lande, wie Deutsch-Südwestafrika, eine Null ist. Wir beförderten alle möglichen Güter, besonders aber Salz, das wir aus einer Salzpfanne bei Otavatana, wo es aus der Erde quillt, holten. In der Nähe dieser Salzpfanne herrschte ein Wildreichtum, der alle Begehr eines Europäers übersteigt. Hier sah ich eine Herde Springböcke, die so groß war, daß die vordersten nicht merkten, wenn wir von den hintersten einige abgeschossen, sondern erst aufmerksam wurden, als der Nachtrab mit orkanartigem Ungeheiß nach vorn drängte und auch die Felle mit forttrieb. Aber auch andere Wildarten, wie Zebras, Strauße, Wildebeeste, Hartbeeste und dergl., waren hier vertreten. Von Löwen, Leoparden und Dackhäutern bemerkten wir nur die starken Fährten, die von den Schwarzen mit Angst und Schrecken, von uns mit Ehrfurcht betrachtet wurden.

Die furchtbare Durststrecke zwischen Charos und Kalnder hatten wir glücklich hinter uns und waren an der Kobarißschlucht angekommen. Dieser Ort ist geradezu berüchtigt wegen des häufigen Vorkommens von Löwen sowie auch vielen anderen Raubwildes. Sobald die Sonne untergegangen war, begann ein unheimliches Konzert. Mit langgezogenem Seulton begann der hungriae Schall, dazwischen mischte sich das dumpfe knurrende Gebell der scheußlichen Sväne und das helle, scharfe Brüllen des Leoparden, bis dann mit einemmal, oft fern und oft bedenklich nah, ein zuerst tief gehaltenes, dann donnerähnlich anschwellendes Echo sich durch die schaurigen Klüfte wälzte, worauf alle übrigen Tiere wie auf Kommando verstummten. Ja, wenn der Löwe seinen ehernen Nachlaesana erhebt, lauschen alle Bewohner der Wildnis seiner Stimme und erheben die Ohren erst wieder, wenn „Er“ verstummt ist.

Ich könnte nicht sagen, daß wir Furcht gehabt hätten, aber unsere Neger wären vor Angst beinahe gestorben. Zitternd und allerlei Beschwörungen murmelnd, drängten sie sich ganz in unsere Nähe und unterhielten wahre Höllenfeuer. Auch unsere Ochsen schnauften ängstlich und zerrten an ihren Striden. Erst als wir sie in den Lichtkreis des Feuers brachten, beruhigten sie sich einigermaßen. Doch die Nacht verging, ohne daß wir die Bekanntheit mit einem Löwen oder einem anderen Raubtier gemacht hätten. Am nächsten Morgen marschierten wir mit allen nur erdenklichen Vorsichtsmahregeln weiter und kreuzten im Laufe des Tages mehreremal den Donais (Orich Boneb), eines der größten Flußreviere in Deutsch-Südwestafrika, das aber in der trockenen Jahreszeit nur stellenweise Wasser führt. Unser Weg schlängelte sich jetzt durch dichtes Gebüsch, das mit Gras und Schlingpflanzen verwachsen, ein schier undurchdringliches Gewirr bildete. Gemächlich plaudernd zitteten

mir nebeneinander her, als stüßte einer der Löwen mit der Schere besserer Stimme (schrillte: „Mutter, die Beo!“)

Wohl schwerlich läßt ein Ausruf eine lärmendere Wirkung auf Mensch und Tier aus als diese drei Wörter. Als wäre alles Leben für Sekunden jäb erstarrt, so kam es über uns. Doch dann wich der Schreck einer großen Unruhe, die sich von den Tieren auf die Menschen übertrug: alles drängte zur Flucht, alles wollte möglichst schnell aus der gefährlichen Nähe der großen gelben Kabe gelangen. Aber daran dachte ich denn doch nicht, sondern riß schnell die Büchse aus dem Gewehrhub und ließ mein sich wild sträubendes Pferd kehrt machen. Nun sah ich ihn, den Beherrscher der Wüste. Kaum dreißig Schritte von mir entfernt stand er quer auf dem Weg und funkelte mich mit grimmigen Blicken an, als hätten ihm meine Bewegungen, überhaupt mein ganzes Verhalten verraten, daß er in mir seinen ernstesten Feind zu sehen hatte. Fürwahr, ein stolzes, herrliches Tier, in Färbung und Haltung ein König. Sekundenlang starrten wir einander an; dann schüttelte er einigemal wie unmutig den mächtigen dunkelbemähten Kopf, peitschte mit dem langen Schweif nervös die Flanken und schob sich endlich langsam und gemessenen Schrittes in das Dickicht. Minutenlang hörten wir noch die dünnen Äste unter der Wucht seiner breiten Pranken brechen, dann ward es still. Warum ich nicht schuß? Ich weiß es eigentlich selbst nicht. Mangel an Initiative.

Wir setzten unseren Weg fort. Die sonst so trägen Nashen entwickelten mit einemmal eine quecksilberne Beweglichkeit, die ich ihnen früher nicht zugetraut hatte. Die Furcht vor dem Löwen war für sie eine hundertstärkigere Peitsche, die — wenn der Ausdruck auch gewagt erscheint — ihren Schritt beflügelte.

Gegen Mittag des anderen Tages kamen wir an hohe Felsenberge, wo wir zu rasten beschlossen. Nachdem das Lager aufgeschlagen war, nahmen wir unsere Gewehre und gingen auf die Jagd. Ich hatte ein gutes Fernglas bei mir und suchte beständig die Umgebung forasfältig ab, um Strauße zu fischen; denn ihnen galt eigentlich dieser Abstecker. Mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtete ich die zerklüfteten Felsen und gewahrte denn auch bald eine sonderbare Gruppe, in der ich anfangs nichts unterscheiden konnte. Etwas näher herangedrückt, erkannte ich eine ganze Löwenfamilie, bestehend aus den beiden alten und drei jungen Löwen. Seine Majestät lag auf dem Bauch. Die Vorderpranken weit vor sich hingestreckt, den stolzen Kopf hoch erhoben, äugte er die Umgebung ab. Ihre Majestät beschäftigte sich mit den königlichen Kindern.

Nach einer kurzen Beratung beschlossen wir, den Versuch zu wagen, einen der Löwen zu erlegen, näherten uns aber, bevor wir den ersten Schuß abgaben, einer leicht ansteigbaren Baumgruppe; denn auch wir waren mit John Falstaff der Meinung, daß Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit sei. Hörbar schlug mein Herz, wild hämmerten die Pulse, und die Zähne schlugen — wie im Fieber — klappernd aufeinander. Mit leiser Stimme schäkten wir jetzt die Entfernung ab, stellten dann die Bißiere ein, erhoben die Gewehre und gaben fast gleichzeitig Feuer.

Noch rollte das helle, vielfache Echo von Klust zu Klust, als sich das Bild oben auf der Felsplatte auch schon verändert hatte. Ohne den geringsten Laut von sich zu geben, doch aufs höchste erregt, drehten sich die beiden alten Löwen bald nach dieser, bald nach jener Richtung, um zu eräugen, was denn eigentlich los sei. Getroffen war keins der Tiere. Wahrscheinlich hatten wir die Entfernung überschätzt, die Bißiere zu hoch eingestellt und deshalb die Löwen überschossen.

Nachdem dieser vermutete Fehler nach Gutdünken berichtigt war, gaben wir zum zweitenmal Feuer, und diesmal schien ein Geschöß den männlichen Löwen getroffen zu haben, denn er machte eine hohe Flucht, stieß einen brüllenden Ton aus und stürzte dann in gewaltigen Sprüngen den Felshang herunter und gerade auf die Baumgruppe zu, hinter der wir Deckung gesucht hatten. Wir waren natürlich der Meinung, der kranke Löwe wolle uns annehmen. Deute glaube ich dies nicht mehr. Vielmehr bin ich der Ansicht, daß er, weil getroffen, einfach vorwärts stürzte, um sein Leben zu retten und zufällig seine Fluchtrichtung nach der erwähnten Baumgruppe nahm. Doch wie dem auch sei, wir mußten mit Tatsachen rechnen und eine solche war, daß der Verwundete gerade auf uns zu hielt. Ein erfahrener Löwenjäger hätte ihn rubia erwartet und ihm kaltsblütig eine Kugel aus unmittelbarer Nähe in den Kopf gejagt. Uns fehlte hierzu der Mut und wohl auch die erforderliche Schießfertigkeit. So taten wir denn das, was uns am geratensten schien: wir warfen die Gewehre über die Schulter und begannen mit geradezu offenerartiger Behendigkeit jeder einen Baum zu ersteigen. Mein Freund war ein besserer Kletterer als ich und befand sich in wenigen Sekunden auf den oberen Ästen seines Baumes, während ich beim Erscheinen des Löwen kaum 3 Meter hoch gekommen war. Die

arme, gelbe Haut des Löwen schien sich zu schälen, als sie sich plötzlich diesen merkwürdigen Gesichtsausdruck über das, die eifrig bemüht waren, zwischen sich und die Erde einen möglichst großen Abstand zu bringen. Vielleicht war sie aber auch intelligent genug, uns mit seinem gegenwärtigen Schmerz in Zusammenhang zu bringen, was sie veranlaßte, ihre Rut an uns auszulassen. Und nach kurzem Stutzen und Emporäugen machte der Löwe ohne jeglichen Anlauf einen Sprung, der fast bis an meine Füße reichte. Verflucht... bekam ich einen Schreden und klonn schweißtriefend höher, bis ich einen Ast erreichte, der außerhalb des Sprungbereichs des Tierkönigs lag und mir sogar Sitzgelegenheit bot. Von hier aus wollte ich ihm schon zeigen, wer eigentlich der Stärkere von uns war. Eine wahrhaft dämonische Ruhe kam über mich; denn die Höhenluft beruhigte mein Blut ungemein und verlieh mir ein starkes Sicherheitsgefühl. Mit großer Umständlichkeit brachte ich meine Büchse in Anschlag auf den Belagerer, der bald nach mir, bald nach meinem Mitgefängenen emporäugte. Der Schuß trachte und mitten in die Stirn getroffen brach der Löwe mit ausräumendem Brüllen zusammen. Witz schlug er mit seinen gewaltigen Pranken um sich, daß alles Gras und Erde nur so herumflogen, dann lag er still, er war verendet.

Den Baum nun sofort zu verlassen, erschien uns noch immer nicht ratsam; denn die Löwin konnte ja noch in der Nähe sein, um ihren toten Gemahl zu rächen. Erst als eine Viertelstunde vergangen war, ohne daß sie etwas von sich sehen oder hören ließ, stiegen wir zur Erde und nahmen unsere prachtvolle Beute in Augenschein. Noch im Tode flüchte uns der Wüstenkönig Reipelt ein. Als die Schwarzen von unserem Weidmannsheil erfuhr, verfielen sie in einen wahren Freudentaumel und feierten uns, wie man Helden feiert. Und doch hatten wir eigentlich eine recht klägliche Rolle gespielt. Im Triumph wurde der Löwe ins Lager geholt und abgestreift.

Das Erlebnis.

Von Hermann Wagner.

Der Redakteur gab Konrad Dreh das angebotene Manuskript einer Novelle zurück und sagte: „Das ist nichts. Zu viel Stimmung, zu viel Lyrik, junger Mann. Aber Sie haben Talent. Bringen Sie mir etwas Bewegteres. Etwas mit Handlung.“

Konrad Dreh trat auf die Straße hinaus und dachte: „Wo nehme ich einen Stoff mit Handlung her?“

Sein vollkommen leeres Portemonnaie schrie geradesu nach einer handlungsreichen und spannenden Geschichte. Doch woher nehmen? Er besaß wohl Phantasie, war aber leider eine viel zu verinnerlichte, lyrische Natur, als daß er Wert auf äußere Erlebnisse gelegt hätte. Er war, um im äußeren Leben Erfolg zu haben, auch noch viel zu jung und schwächern.

Doch Not bricht Eisen und macht zugleich erfindertisch. In dem Bestreben, um jeden Preis etwas zu erleben, das er zu einer wirkungsvollen Geschichte verwerten könnte, trat er kurz entschlossen in die nächstbeste Kneipe, trant, ohne Geld zu haben, einen Kognat, stellte sich dann kreisförmig vor einen Mann aus dem Volke hin, der friedlich an einem Tisch bei einer Berliner Weihen saß, und hieß ihm ohne jeden Anlaß eine schallende Ohrfeige herunter.

Der Mann war zunächst völlig sprachlos. Dann stand er langsam auf, und es zeigte sich, daß er um die Schultern gut einen Meter breit war. „Zeit“, dachte Konrad Dreh bei sich, „werde ich bestimmt etwas erleben.“ Aber er wartete das Spannende und Handlungsreiche der Situation nicht ab, sondern war mit einem Satz bei der Tür, riß sie auf und lief davon, was nur das Zeug hielt.

Er wußte nicht, wohin er lief. Aber plötzlich war er in einem Haus. Er nahm eine Treppe. Er hörte Schritte hinter sich. Da stürzte er durch eine halb offene Tür in eine fremde Wohnung. Ein Schrei. Er sah eine junge Frau. Er stürzte vor ihr nieder und bat: „Verbergen Sie mich, man verfolgt mich!“ Und schon brach er nebenan in ein Schlafzimmer ein, wo er sich zitternd unter einem Bett versteckte.

Draußen ging die Tür. Jemand trat ein. Konrad Dreh hörte eine Männerstimme: „Wer kam denn da eben rein?“

„Niemand“, sagte die junge Frau mit einem Anflug von Angstlichkeit, „du irrst dich.“

„Das wollen wir erst mal sehen!“ Mehrere Türen wurden aufgerissen und wieder zugeschlagen. Konrad Dreh klopfte das Herz. Jetzt drang der ebenso Tob- wie Eifersüchtige ins Schlafzimmer. Konrad Dreh rückte unwillkürlich unter dem Bett ein Stück weiter. Da stieß er an jemanden an. Das Blut erstarrte ihm. Er sah neben sich unter dem Bett einen zweiten Menschen liegen, der ihn hahersfüllt anblickte. Konrad Dreh begriff nicht, wie

